nur wenig, denn schon greifen die Zehen wieder in das Holz. Da muß mein Freund doch ein bißchen verschnaufen. Er schaut doch einmal bedenklich in die Tiefe. Ja, mein Lieber, das ist schon eine ganz beträchtliche Tiefe! — Was wird geschehen, wenn deine sich nach unten streckenden Füße den handbreiten Halt nicht mehr finden? Ob du dann die Höhe findest? Schon möglich, aber da kannst du noch nicht lange verweilen. — Nur Mut! Uebe noch ein wenig! — Es ist auch so ein Ding, sich mit Hilfe der Flügel in die Luft zu erheben, vorwärts zu fliegen, zu steuern! — Unruhig trappelt mein Freund auf dem Knorren. Soll ich es noch mal wagen? — Wo komme ich aus? — Wie komme ich zurück? — Ob er das alles bedenkt und überlegt? — Er wagt es nicht, den stützenden Ast zu verlassen, er „trainiert" noch ein Weilchen, quorrt und knurrt zum Nest hinunter, macht dann einen Schwung und ist wieder bei seinen Geschwistern im festen, sicheren Horst.

Bauchlandung

Wieder schwingt er oben auf dem knorrigen Astende. Oder ist es ein anderer seiner Sippe? Das ist möglich, ich kann sie nicht unterscheiden, sieht doch einer wie der andere aus. Sssst, sssst, so geht's da oben in schneller Folge. Hurtig mein Glas eingestellt, auf die Füße gerichtet, da ich an ihnen am besten die Zugkraft der Schwingen erkennen kann, ob der Vogel sich heben will. Hm, dumm, leider ist das Okular staubig und trüb, daß ich es erst putzen muß. Und während ich reibe und wische, ei der Daus!, da peitscht es da oben, da flattert's mit schwingendem Schlage! Mein Vogel, wohl zu hoch gehoben, findet den Halt nicht wieder, der Wind hat ihn wahrscheinlich aus der Bahn gebracht, er hängt mit flatternden, raschem Schlag über dem Nichts, über dem großen Loch unter ihm. Aengstliches Kriääääh! Sturz ins Leere? — Ja, da, er stürzt! — Nein, er fängt sich wieder, wackelt wie ein großer Rüttler auf der Stelle, neigt sich nun abwärts, bekommt Fahrt und damit Gleitwind unter die Flügel. — Ach! Ich atme ganz erleichtert auf, denn das ist sein Glück (das weiß ich als alter Segelflieger), daß er Fahrtgeschwindigkeit bekommt. Das ist das Ende der ersten Not, denn jetzt muß er ja spüren, daß ihn seine Flügel tragen. — Langsamer geht der Schlag der Schwingen, der Vogel steuert den nächsten Wipfel an. Aber, du Dummer, was machst du denn? Knall und Knack und Rauschen! Durch das leichte Geäst des Buchenwipfels hindurch. Hatte er Angst vor der Landung? — Ja, das Landen mit dem bremsenden Konterschlag, das muß erst gelernt sein! — Pardauz! Bei der nächsten Buche faßt er sich ein Herz — oder konnte er nicht anders? — Platsch! Mit voller Wucht des Fluges saust er in die breite Fläche des Blätterwerkes des großen Astes hinein, die langen, vorgestreckten Ständer sinken hindurch, mit weitausgebreiteten Schwingen, platt auf dem Bauche, liegt er auf dem Astgrün. Feine Bauchlandung, mein Lieber! — Hast sie prima hingehauen! — Aber wo hast du dein Fahrgestell? Eingefahren? — An den ruckenden Bewegungen sehe ich, daß er sich bemüht, seine langen Ständer unter sich zu bekommen. Er zieht und zieht, hat sie endlich hoch, sucht nun den Standhalt auf der wiegenden Fläche. Endlich! Er erhebt sich, schwankt, steht wie ein Trunkener auf dem Wippast. Verdutzt, noch ganz hinter Atem, steht er da und schaut sich um. Wo ist der Horst? Wie komme ich wieder dorthin? — Na, ich möchte wissen, was jetzt in dem kleinen Reiherhirn vorgeht. — Ich war ja nur der passive Zuschauer, aber ich schwitze jetzt recht aktiv, muß die Tropfen abwischen, die mir von der Stirne laufen und mir Brille und Fernglas trüben. Es ist warm, ja, aber das war nur die Aufregung um meinen Freund, die mir den Schweiß auf die Stirn trieb. Was wird er nun anfangen? — „Kriääääh, kriääääh!" tönt es von weit her. Ueber den Neuanpflanzungen, von Neuenberg her, zieht mit langem Flügelschlag ein Altvogel heran, der Futterbringer.

„Komm, hilf mir doch!"

Und „kriääh, kriäääääh!" erklingt's ängstlich vom nestflüchtigen Jungvogel. Ein dritter Ruf, dringlich, laut, kreischt zum Altvogel hinüber, der gerade auf dem Horst landet. Der schaut hin, schrillt sein Kriääh hart und scharf. Hieß der Angstruf: „Komm, hilf mir doch!", so lautet jetzt wohl die Antwort: „Sieh zu, daß du wieder herkommst!" So scheint es zu sein, denn der Jungvogel zuckt und ständert, schwingt an, läßt sich wieder absacken, sucht neuen Halt im Blattgewirr, steigt höher hinauf, wo der Ast seine Last besser trägt, nicht so stark hängt und federt. Und als ein neues, forderndes Kriääh vom Altvogel aus dem Horst ertönt, da, der Kleine faßt Mut. Auf Biegen und Brechen! Hoch ist er! Rüttelt wie ein großer Sperber, dann bekommt er Fahrt. In Richtung Horst schwankt und wackelt der Torkelflug. Stopp, stopp! Ach, herrjeh! Er saust vorbei mit schiefgerecktem Hals. Warum kommt denn der Horst nicht heran?, denkt er wohl. Ich möcht' ihm zurufen, wie der treue Lotse: „Links mußt du steuern!", aber er ist schon vorbei. In engem Bogen, in eckiger Kurve umfliegt er den Wipfel, vom anfeuernden Quorren des Alten ermutigt.

Und erneut steuert er den Horst an, und bums! Da! Da platscht er mit vollem Schlag zur „Notlandung" wuchtig auf den Burgrand, daß der kalkige Kotstaub nur so aufwirbelt und der Altvogel einige Balanceschläge tun muß. Es hat soeben geklappt. Aber Courage hatte der Kerl doch, das muß ich ihm lassen. Oder war's der Hunger, der ihn zu dieser Mutprobe trieb? Denn gleich erfolgt der Klammergriff, das Herunterziehen, das Speien des Großen, das Keckern und Schmatzen des gierigen Kleinen.

Das war eine Leistung, mein Kleiner! Bald wirst du deine Schwingen strecken, wirst den tragenden Wind unter ihnen erkennen, stolz sein auf deine Kraft und Freude haben am schönen Höhenflug! —

Sie sind alle flügge. Kaum bin ich in der Nähe der Horstbäume, da gehen sie hoch, die dünnleibigen und noch recht spierigen Jungreiher, umkreisen die Wipfel, setzen zur Landung an, bleiben aber nicht im Horst, sondern kreisen weiter mit kreischendem Geschrei um die Kolonie. Sie sind sehr wachsam, die jungen Kerle. Sie haben mich, das Fremde, gesehen. Unruhe herrscht, solange ich unten frei stehe. Drum nehme ich meinen gewohnten Beobachtungsplatz wieder ein, und in einer halben Stunde sind die ersten, die einige hundert Meter weiter aufgebaumt hatten, wieder in der Nähe. Sie schauen nach NO, von dort sind die Alten mit dem Futter zu erwarten. Ob sie selbst noch nicht in die Rheinwiesen fliegen, um sich das Futter zu suchen? — Nein, sie werden noch gefüttert. Auch in den nächsten Tagen finde ich die Jungtiere immer in der Nähe der Kolonie. Breit sind nun ihre Schwingen. Doch noch schmächtig ist der Leib. So kann ich die Jungvögel auch gleich im Fluge erkennen. Aber schon sehr sicher sind sie, gravitätisch ist ihre Flugbewegung, wuchtig und stark ihr Flügelschlag. Wie abgezirkelt klar sind die Kurven. Herrlich ist's, wenn vier oder fünf, gar sieben oder acht fliegende Kreuze in weiten Schleifen über den Wipfeln herschweben, vom streichenden Wind in der Kurve im Schwebeflug gehoben, in der windabgerichteten Wendung leicht sinkend mit immer schneller werdender Fahrt wieder zum Winde aufrebend. Prächtiger Segelflug! Ihr könnt's, ich beneide euch um diese Kunst! —

Wink mit dem Zaunpfahl

Es ist verhältnismäßig ruhig in der Kolonie. Einige Jungvögel verziehen sich bei meinem Näherkommen, weit hinten ertönt ihr Schrei. Sie ziehen zum Rhein hin, ich kann ihren Flug aber wegen der starken Belaubung nicht weiter verfolgen. Jedenfalls stelle ich fest, daß jetzt auch die Jungvögel die Kolonie verlassen.

Einsam steht noch ein Kleiner auf einem hohen Ast über dem Horst, stakt von einem Bein auf das andere, wartet und döst. Hm, habe ich heute Pech! Nur einer ist da, und der ist zu faul, sich zu rühren. Da werde ich nicht viel sehen können. Ich warte eine Viertelstunde, 20 Minuten, habe nun keine Lust mehr, länger zu bleiben. Gerade greife ich zu meinem Fahrrad, da merke ich eine Unruhe bei dem Müden dort oben. Ein Kriäh von NO deutet auf die Ankunft eines Altvogels, der wohl zur Fütterung kommt. Leichter Schwingenschlag, und schon steht der Alte mit vollem Fehlsack auf dem Horstrande. Ei, hast du nicht gesehen, jetzt hat's der Junge aber eilig! Klammergriff, Herunterzerren, lautes Keckern, Würgen des Alten, Schmatzen des Kleinen. — Die Mahlzeit ist beendet. Der Altvogel steht auf dem Burgrand, glättet sich das Gefieder, der Junge sucht auf dem Nestboden noch nach Eßbarem. Und weil er da nichts mehr findet, bettelt er, keckert ganz erbärmlich. Der Alte stört sich nicht daran. Aber immer stürmischer bettelt der Gefräßige, keckert, daß es weit über die Buchen schallt, stelzt hoch, macht den Klammergriff an den Schnabel des Großen. Da wird es dem aber zu bunt. Er geht hoch, ab zum Nachbarhorst. Was sucht er denn da? Er zurrt und zerrt und reißt und zieht, packt ein weißbekleckertes Reis und kommt mit kurzem Schwung zurück und — ach, du meine Güte! Der Alte reicht dem Jungvogel mit sehr viel Grazie und Würde, recht gravitätisch mit Bücklingen und Quorrtönen das Reis, zuckt an seinem Schnabel, daß er es nehme, haut es ihm zärtlich, dann aber, weil der Ast nicht angenommen wird, auch mit Vehemenz auf das Maulwerk, bis er es retrieriend annimmt. Na, wozu denn dies Theater? -- Quorr, quorr! sagt der Alte, macht plötzlich heftige, mächtige Flügelschläge, daß der Kleine erschrocken zurückprallt — und, heidi, weg ist er! Ist das ein Wink mit dem Zaunpfahl? Soll das heißen: „So, nun ist Schluß, du Nimmersatt! Suche dir selbst dein Futter! Adieu!"? — Es muß wohl so sein, denn pupla! geht der Jungreiher hoch und steuert dem Alten nach, Richtung NO, Richtung Rhein. —

Der Junge fischt wie ein Alter

Mein Weg führt mich von Uedesheim am Rhein entlang nach Grimlinghausen. Ich suche meine Jungreiher. Aber heute ist es mein verhext, es ist keiner zu sehen. Und doch hatte ich immer in diese Richtung die Silberjungen fliegen sehen. Zwei Alte sah ich eben mit Stelzschritten durch das seichte Wasser schreiten, sie flogen aber gleich auf, schaukelten hinüber nach Volmerswerth. Die Großen suche ich heute nicht, die Kleinen möchte ich sehen, will sehen, ob ihnen das „Nassauern" gelingt, oder ob sie es mühsam von den Alten lernen müssen. Nach der groben Verabschiedung vom Horst muß ich annehmen, daß die Altreiher die Jungen sich selbst überlassen. So erwarte ich, mit dem Glase bewaffnet, den Anflug des Jungvogels. Es dauert ein Weilchen, doch ich habe Glück. Mein Glas fängt einen Spierling ein, hinter der nächsten Kribbe setzt er zur Landung an. Da kann ich ihn ja leicht anpirschen. Auf dem Bauche in die Kribbe ich vom oberen Kribbenrand den Vogel, wie er stelzend durch das flache Wasser geht. Hm, meint ihr, daß ich etwas Besonderes zu sehen bekam? — Nein, wahrlich nichts Neues, denn der Junge fischte wie ein Alter, ihm war das nichts Ungewohntes. Hatte er es schon gelernt? Ich vermute, er konnte es, als es für ihn notwendig wurde. Zuck, ein sicherer Stoß des Langschnabels, ein Fischlein ist die Beute! Der hat's heraus, der kleine Fischer, das Handwerk versteht er aus dem ff! — Angeboren, Talent! —

Stimmen der Heimatfreunde

In den kommenden Feriewochen wird mancher Vater mit seiner Familie den Ausflug in die nähere Heimat machen, weil für weite Ferienreisen die Mittel fehlen. Nahe Ziele der Wanderung sind mannigfaltig, aber leider verlieren einige an Reiz und Anziehungskraft. Hierzu bringen wir einige Stimmen unserer Leser:

M. H.

LIEDBERG VERFÄLLT

Das einst so trutzige Liedberg, die einzige Hochburg weit und breit, verfällt mehr und mehr, nachdem die Gebäude im letzten Kriege große Schäden erlitten haben. Wir sind ein armes Land geworden und können an den Wiederaufbau vorerst nicht denken. Doch müßte es möglich gemacht werden, zumindest den Bergfried mit seinem charakteristischen Helm zu erhalten, ein Wahrzeichen, das aus unserer Landschaft nicht mehr wegzudenken ist, ein Baudenkmal seltener Art. Wie man hört, ist von seiten höherer Landesstellen ein kleiner Betrag zur Sicherung des Turmhelmes zur Verfügung gestellt worden, der aber bei weitem nicht ausreicht, um die notwendigsten Reparaturen ausführen zu lassen. Es wäre zu wünschen, daß den Bemühungen des tatkräftigen Amtsdirektors, Herrn Tenten Glehn, Erfolg beschieden wäre, wenn er den Kulturausschuß des Kreises Grevenbroich-der bekanntlich den Ruf der Aufgeschlossenheit besitzt, um Unterstützung angeht. Besonders die Jugend würde es den Kreisvätern von Herzen danken, wenn etwas geschähe, denn Liedberg ist für sie von jeher eine der beliebtesten Zielpunkte ihrer Wanderungen und Treffpunkt jugendlichen Lebens gewesen.

GESTANK UM SCHLOSS HÜLCHRATH

Schloß Hülchrath, eine der schönsten Wasserburgen des Niederrheins, kann nicht mehr damit rechnen, Besucher zu erwarten, solange nicht die Wasserverhältnisse in den Burggräben geregelt sind. Ein nicht zu beschreibender Gestank empfängt nämlich jeden, der sich der trutzigen Feste Hülchrath nähert. Das Abstellen dieses Übelstandes scheitert wahrscheinlich, wie man annimmt, an den undurchsichtigen Besitzverhältnissen. Aber sollte es bei gutem Willen nicht doch möglich sein, auch über „bürokratische Barrikaden" hinweg für Abhilfe zu sorgen, ehe das Schloß wegen „Seuchengefahr" gesperrt werden muß? Was sagt übrigens das Kreisgesundheitsamt dazu?

R. P.

Heimatland

BEILAGE
ZUR NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 13 — Neuß-Grevenbroich, 4. August 1951 — 78. Jahrgang

Brot schenkt unsere Heimaterde

Wunderbar ist seine Geschichte.

Von allen Kräften und Quellen, die das Menschenleben speisen, hat es die ergreifendste, menschlichste, geistigste Geschichte. Geh mit auf die Felder, wo es wächst. Du läufst um teures Geld im Gebirge und am Meer herum, und das, was dich nichts kostet als ein paar Schritte und einen Augenaufschlag, hast du vielleicht niemals gesehen: die stille, zarte, smaragdene Herrlichkeit der wogenden Aehrenfelder. Als wenn das, in seiner Art und für eine geistige Schau, nicht ebenso ein kosmisches Wunder wäre wie Bergesgewalten und Meeresunendlichkeiten. Komm mit auf die Felder unseres schweren, fetten, braunen, grobscholligen Ackerlandes, komm schnell, ehe in zwei, drei Wochen die göttliche Pracht — hat nicht der Teufel den Menschensohn selber mit solchem Anblick erschüttert und versuchen wollen —, ehe diese Augenseligkeit wieder spurlos in die Erde versunken ist, komm und sieh . . .

Es quillt aus der weichen Erde wie aus tausend und aber tausend Bronnen. Aus unerschöpflichen Quellen strömt und strömt es auf und gießt sich aus nach allen Seiten wie eine riesige, hemmungslose Ueberschwemmung. Es steigt hügelab, es steigt hügelauf, es wogt und wallt und senkt sich und hebt und rennt um die Wette mit dem Wind, dem allgegenwärtigen, tausendfüßigen, so weit, als du sehen kannst und noch viel weiter. Es ist wie ein Meer. Nein, es ist ein Meer, ein grün und golden und silbern wogendes, ein nach Honig und frischem Brot duftendes Meer, ein Meer ohne Wasser, eine trockene Flut von lauter köstlichen Körnern, unzählbar wie Sand, die sich selig schwätzend zwischen Himmel und Erde in den luftigen, schwankenden und doch wie Adlerhorste sicheren Nestern des Aehrengipfels wiegen. Schau her, mach die Augen auf so weit du kannst. Denn du siehst ein Wunder. Am hellen Tag vor dem flammenden Angesicht der Sonne, unter dem gigantischen Beifallsjubel der Sonne geschieht ein Wunder: menschennährendes, menschenerrettendes Brot wächst aus der Erde hervor, grenzenlos wie das Meer, zahllos wie der Sand. Nicht ein einziges, Milliarden Wunder geschehen in Milliarden Halmen, die einen toten Samen in süße Brotfrucht verwandeln; zusammen sind sie aber nur der eine Hauch der allgewaltigen, segnenden Schöpfungskraft, die alle chemische und physikalische Schlauheit des erfindungsstolzen Menschengeschlechtes zuschanden macht.

ein leibhaftiges Wunder

läge, so stand man um den runden, satten, duftenden Brotlaib herum. Und schließlich lag da ein Wunder. Sogar ein freundliches und segensreiches Wunder der Erde. Das Geheimnis menschlichen Lebens und menschlicher Gesundheit: verkörpert in Brotsgestalt. Oh, wir waren gar nicht so dumm damals, als wir halb verhungert waren. Obgleich unser Fasten unfreiwillig war, kam etwas von der Gnade der großen Fastenzeit über uns. Wir bekamen einen gewissen Blick für die mystischen Tiefen gewisser, kleiner, unscheinbarer, verachteter Dinge. Wir verstanden sogar — und das will viel heißen — einiges vom Vaterunser. Wir machten förmliche Entdeckungen im Vaterunser. In seinen hohen Regionen waren wir ja in unseren guten Stunden wohl immer zu Hause, die Bitten um das Reich Gottes, um die Erfüllung des göttlichen Willens, um Sündenvergebung kamen uns wirklich aus dem Herzen; aber die Bitte ums tägliche Brot kam uns nur aus dem Mund. Du großer Herrgott, warum sollten wir dich mit dieser kleinen Magenfrage belästigen. Da kam der Krieg, der die Großen von den Thronen stürzte, erhob das demütige, verachtete Brot auf den Thron der Welt. Es war rehabilitiert in der öffentlichen Meinung, im Triumph zurückgebracht auf den Ehrenplatz, den der Heiland selber in einer der genialsten Erfindungen seiner Weisheit, dem ewigen Menschheitsgebete des Vaterunsers, ihm angewiesen. Brennende, verzehrende Aktualität der Brotbitte, vor der Heeres- und Siegesberichte nebensächlich wurden. Jetzt hieß die Hauptsache: Brot. Brot ist Kraft, Brot ist ein „Lebensmittel", ein Lebenselement, eine Lebensnotwendigkeit, der wichtigste Angriff gegen das Elend dieser Welt, Brot ist Sieg und Ueberwindung. Ein Wunder ist das Brot.

Du süßes Geheimnis des Brotes, wie nahe, wie innig nahe stehst du dem ahnungslosen Menschen. „Es ging ein Sämann aus, zu säen." Immer, seit es Menschen gibt, ging der Sämann aus, zu säen, und solang es Menschen geben wird, wird er ausgehen, um diese gewaltige, ehrwürdige Elementargebärde menschlicher Arbeit und Kultur vorzunehmen. Immer gab und wird es geben den Pflüger, den Sämann, den Schnitter, den Müller, den Bäcker. Immer wird der Vater mit dem Kind, der Freund mit dem Freund, der Wirt mit dem Gast das Brot teilen.

Mehr als dies: im Brot steckt ein Stück — Gottesgeschichte. Das zarteste, hinreißendste, das buchstäblich wundervollste, historische Kapitel, das wir Kinder dieser Erde kennen, ist eingeschlossen, aufbewahrt, verewigt im Brot.

Vor neunzehnhundert Jahren ging ein Mensch durch die Fluren Palästinas, wie keiner mehr weder durch Palästina noch überhaupt über unseren Planeten schreiten wird. Er liebte diese Erde, er liebte die einsamen Berge, die Seen und Flüsse und Fische darin, die Vögel im blauen Sonnenhimmel, den Feigenbaum an den Straßen, auf denen er wanderte, er liebte die Lilien auf dem Feld, aber noch mehr liebte er die sonnengelben, fruchtschweren Aehrenfelder.

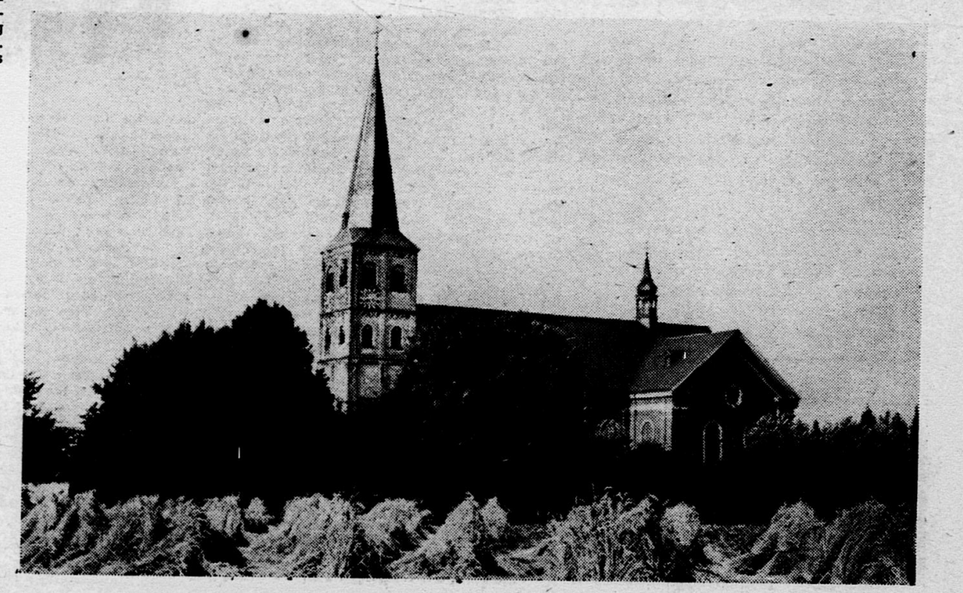
Er sprach vom Sämann und vom Sauerteig und vom Brot. Ehrfürchtig und fromm sprach er vom Brot. Er wußte, daß der Mensch vom Brote lebt, und er wußte um ein Brot, von dem der Mensch sogar allein lebt. Er und nur er kannte das ganze Wunder, das letzte, ewige Geheimnis des Brotes — weil er Gottes eingeborener Sohn war, und weil er im Geiste immer schon in jenem Saale weilte, wo er vor zwölf demütig staunenden Männern dieses Brot in seine Hände nehmen und sprechen würde: „Nehmet hin und esset, denn dieses ist mein Leib."

Und seither, seit diesem für Gott, Engel, Menschen, Teufel ewig denkwürdigen Augenblick ist das Brot das größte Wunder der Welt geworden — und geblieben. Jeden Tag, den Gottes Sonne heraufführt, wird das demütige Brot der Schauplatz eines menschlich unfaßbaren, übernatürlich großen Ereignisses. Jeden Tag nicht einmal, sondern mehrere hunderttausendmal. Auf hunderttausend Aeckern reifen Millionen Aehren zur köstlichen Brotfrucht aus, und auf hunderttausend Altären liegen in goldenen Ziborien Millionen kleiner weißer Hostienbrote und reifen unter der Schöpfergewalt des Wandlungswortes zur göttlichen Weltspeise aus. Der Welt alltäglichstes Wunder ist ihr allerhöchstes Wunder.

Kirche im Korn

Inmitten saftig-grüner Weiden und kornschwerer Äcker ragt das Elsener Gotteshaus empor: Ein seltenes Bild voll reicher Symbolkraft — hier Brot der Erde, dort Brot des Himmels. Da wird das Wort wahr: Unser Heimatland — heiliges Land.

Photo: Horst



Eine Heimatlegende für groß und klein:

Das schnellwachsende Korn

Sommer ist, und das Korn steht hoch. Wenn der Wind sich regt, geht ein Rauschen durchs Feld. Dann neigen und beugen sich die Halme, und es wogt das Korn wie die Wellen eines stillen, grünschimmernden Sees. Mancherorts leuchten zwischen den Aehren bunte Blumen auf: da blüht golden und weiß die heilkräftige Kamille, weithin sichtbar flammt der rote Mohn, und blauer noch als der Sommerhimmel stehen die Kornblumen im grünen Feld. Ab und zu findet ihr auch die selten gewordene Kornrade noch. Lilafarben ist ihre prächtige Blüte, so wie die Gewänder, die die Domherren an hohen Festtagen tragen.

Aber die Mutter sagte: „Geht nicht ins Korn, die Roggenmuhme geht um da vorn." So pflückt ihr euch nur am Feldrand Blumen zum Strauß und freut euch an den prächtigen Farben. Ihr wißt ja auch schon, daß das Korn eine heilige Gottesgabe ist, aus dem wir unser tägliches Brot gewinnen. Denkt euch nur einmal unsere Nahrung ohne das Brot, — wenn ihr euch das überhaupt vorstellen könnt. Und ihr wißt auch, daß der Bauer das Feld im Schweiße seines Angesichtes düngen und pflügen, daß er säen und walzen und wiederum Dünger streuen muß, daß dann Sonne, Regen und Wind das ihrige tun, damit aus der Saat die Halme sprießen und Aehren bringen und in den Aehren die Körner reifen. Gar weise ist dieses Werden eingefügt in den Ablauf des Jahres zwischen Herbst oder Frühjahr und Sommer. Aber wißt ihr es auch, daß einmal, — einst, als die Mutter Maria ihren Sohn noch als Kindlein im Arme barg, — das Korn in der Zeit von einem Abend bis zum anderen Morgen keimte, sproßte und wuchs bis zur Reife? Ja, das ging wundersam zu.

Maria und Josef waren mit dem Jesuskaben unterwegs auf der Flucht vor den Häschern des Herodes. Oft schon hatten sie sich angstvoll hinter Felsen und zerfallendem Gemäuer geborgen. Manches Mal hatte ein Wald sie bergend aufgenommen, hatte ein Tier sie vor den Verfolgern geschützt oder ein guter Mensch ihnen geholfen. So oft waren die Häscher ihnen ganz nahe gewesen, daß das heilige Paar in ständiger Angst vor ihnen lebte. Wenn die heilige Maria Hufschlag hörte, lauschte sie bangend auf und barg ihr Kindlein unter dem weiten Mantel. Wenn sie finster dreinschauende Männer erblickte, pochte ihr Mutterherz in angstvoller Hast, und St. Josef spähte immer wieder die Straße entlang, vorwärts und rückwärts.

So zogen sie eines Tages an einem Feld vorüber, über das ein Bauer Samen streute. Freundlich grüßte der Mann und wünschte einen guten Tag und angenehme Reise. Dankbar lächelnd verhielt Maria ihr Reittier. Das heilige Paar verweilte einen Augenblick lang bei dem Bauern, und die Gottesmutter fragte ihn nach seiner Arbeit. „Ich säe Roggen", versetzte der Mann. „Und was erhaltet du von deiner Saat?" fragte Maria weiter. „So Gott will, eine gesegnete Ernte", entgegnete lächelnd der Mann. Da neigte Maria ihr Haupt und blickte auf ihr Kindlein nieder, das sie im Arme trug, und das Kind lächelte sie an und bewegte die Lippen wie zu leisen Worten, obwohl es noch so klein war, daß es doch kaum erst lallen konnte. Eine warme Freude stieg in Maria auf, und sie begriff ohne Worte, was ihr göttliches Kind sie zu sagen hieß. „Gut denn", sprach sie ernst zu dem Bauern, „wenn du den letzten Samen in der Erde hast, so gehe heim und komme morgen wieder mit der Sense." Da lächelte der Mann ohne Verstehen und meinte: „Liebe Frau! Heute sae ich erst. Was soll ich da morgen schon mit der Sense?" Und gutmütig und ohne Spott dachte er, daß wohl die fremde Frau wenig von der Landwirtschaft wisse oder etwas ihm Unverständliches meine. Maria aber erwiderte: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Tue, was ich dir sage und komm morgen mit der Sense hierher. Vielleicht kannst du dann dein Korn schon schneiden. Wenn aber Leute des Weges kommen, wie heute wir, und dich fragen: ‚Sind hier ein Mann und eine Frau, die ein Kind auf ihrem Arm hielt und auf einem Esel ritt, vorbeigekommen?' so antworte ihnen der Wahrheit gemäß: ‚Ja, sie kamen vorüber, als ich hier den Samen auswarf, dessen Ernte ich heute einführe.'"

Da wurde der Bauer sehr ernst und nachdenklich, und er begann zu begreifen, daß mit dieser Frau und ihrem Kind etwas Besonderes sein müsse. Lange sah er Maria und Josef nach, als sie dann mit dem Kind wieder weiterzogen, mit diesem Kind, das so lieb und herzig war und doch Augen hatte, aus denen etwas sprach, das der Landmann sich nicht zu deuten wußte. Er streute den Samen, den er noch hatte, bis zum letzten Körnchen aus. Dann ging er heim und überschlief, was die Frau ihm gesagt hatte. Am andern Morgen schärfte er sorgsam seine Sense und ging auf das Feld, das er gestern besät hatte. Da standen die Halme wohl mannshoch, und die Aehren neigten sich in schwerer, goldener Reife. Sausend ließ er die Sense in das hohe Korn fahren und mähte und band dann die Garben.

Siehe, da trabten Reiter heran, gewappnete, grimmig anzusehende Männer. Ihre Rüstungen waren mit Staub bedeckt wie nach einem langen Ritt, und ihre Pferde schienen müde und erschöpft, wie auch die Männer selbst. Verwundert hielten die Reiter bei dem Bauern an, und einer meinte mürrisch, in dieser Gegend schneide man ja schon früh im Jahr die Garben. Dann fragten sie ihn, ob eine Frau mit einem Kind auf dem Arm, auf einem Esel reitend, hier vorbeigekommen wäre. „Ja, gewiß", meinte der Bauer, „die Frau kam hier vorbei, und ich habe mit ihr gesprochen. Das war gerade, als ich mein Feld bestellte und die Saat in die Erde brachte." Da berieten sich die Häscher untereinander, und der Bauer hörte, wie sie sprachen: „Wenn die Frau einen solchen Vorsprung hat, hilft uns alles Suchen und Eilen nichts. Laßt uns umkehren. Vielleicht finden andere sie, die früher ausgesandt wurden." Und sie wandten ihre Pferde und ritten davon, dorthin, woher sie gekommen waren. Der Bauer aber band weiter seine Garben und es war ihm froh und feierlich zumute.

Maria Cremer.

Von der Schafzucht in alter Zeit:

Zweikampf in der Erft

So eintönig und wenig abwechslungsreich im allgemeinen das Tagewerk eines Schäfers verlief, so aufgeregt und ereignisschwer war jener heiße Junitag, an welchem alljährlich die Schafe zur Erft getrieben wurden, um dort, wo hinter der Gustorfer Mühle der Fluß sich weiherartig erbreitert, für die nachfolgende Schur gewaschen zu werden. Knechte und Tagelöhner mußten dem Schäfer Hilfsdienste leisten, und sie halfen gern bei dem abenteuerlichen Geschäft, zumal dabei die Schnapsflasche oft von Mund zu Mund ging als Vorbeugungsmittel für den Fall, daß die Kälte des Wassers durch die Beine in den Leib zu kriechen drohte. Am 18. Juni 1730 betätigte sich ein gewisser Fritz Kluth als Hammelverschönerungsrat. Das Wasser reichte ihm bis an den Leib. Ein Schaf nach dem andern ging durch seine und seiner Genossen Fäuste und erfuhr mehr oder weniger widerstrebend die verjüngende Wäsche. Lange ging alles seinen gewohnten Gang. Auf einmal bekommt Fritz einen stämmigen Hammel unter die waschfrohen Fäuste. Das Tier, von jeher gewohnt, als Leithammel eine führende Rolle zu spielen, sträubt sich sehr eigensinnig. Fritz hatte reichlich Branntwein genossen. Seine verschönerungsrätliche Ehre wird wach. Sie wird, je mehr der Hammel sich sträubt, wild und immer wilder. Er zerrt fluchend am Hammel herum, um ihn zur Lammsgeduld zu bekehren. Anfangs war der Zweikampf ein lustiges, von spöttischen Zurufen der Genossen begleitetes Spiel. Aber, o weh! — Das Spiel nimmt auf einmal eine Wendung zum bitterbösen Ernst! Fritz, ohnehin nicht so ganz fest auf den Beinen stehend, verliert den Boden unter den Füßen, wird vom Hammel umgerissen und von einem Strudel gurgelnd verschlungen! — Mit einem gellenden Aufschrei verfliegt aller Branntweinrausch der Genossen. Aber, wie sie auch schreien und sich um die Rettung bemühen, — Fritz kommt nicht mehr an die Oberfläche. Erst zwei Tage später fand man seine Leiche.

Foto Hehmke

Im Jahre 1933, also rund 200 Jahre später, wurden immer noch die Schafe an derselben Stelle in der Erft gewaschen. Hören wir einen noch lebenden Gindorfer Schäfer, was ihm damals widerfahren ist: Bei der Gelegenheit der Schafwäsche wollte ich mich an das Nest eines Wasserhuhnes heranarbeiten, das nahebei auf einer kleinen Schilfinsel stand. Da ich nicht schwimmen konnte, faßte ich einen Hammel bei der Wolle und nahm ihn mit. Zum Unglück geriet ich in ein Wasserloch. Hätte ich den Hammel nicht wie einen lebendigen Rettungsring bei mir gehabt, so wäre ich wahrscheinlich ertrunken? — Fast könnte es so scheinen, als hätte dieser Hammel von 1933 das Unglück, in das im Jahre 1730 sein Vorfahr den Fritz Kluth gestürzt hat, durch eine aufopfernde Tat wieder gutmachen wollen!

Im Sommer 1926 war die Brücke an der Gustorfer Mühle für Fuhrwerke vorübergehend durch Stacheldraht versperrt. Für Fußgänger war eine schmale Gasse freigelassen. Da näherte sich eine Schafherde. Ein ungeduldiger Hammel rannte wie ein Selbstmordkandidat in den Stacheldraht und verfing sich mit seinem wolligen Leib in den Schraubenwindungen der Drahtrolle, so daß der Schäfer und einige hilfsbereite Männer Arbeit genug hatten, das lebensmüde Vieh zu befreien und die Herde davon abzuhalten, ebenfalls ins Unglück zu rennen.

Seit den ältesten Zeiten war das Gelände um den Welchenberg ein Paradies für die Schafe. Gemäß einem Weistum aus dem Jahre 1643 durfte aber nur der Inhaber des Gustorfer Hofes seine Herde auf die Gemeindeweide treiben, für welche Vergünstigung der Hofesherr der Dorfgemeinschaft Stier und Bier (Eber) zur Verfügung halten mußte. 1683 kostete ein Pfund Wolle 6 Albus, das heißt, soviel wie ein Pfund geräucherter Speck oder $^2/_3$ Pfund Butter. 1700 kostete ein Hammelschaf 2 Reichstaler 12 Albus, deren 80 einen Taler ausmachten. Ein Schafscherer erhielt 9 bis 12 Albus für den Tag. 1723 gab es schon Eisen, mit dem die Schafe gebrannt wurden.

Blumen am Wegrand

Man kann auf der Fahrt oft seltsame Beobachtungen machen, wenn am Wegrand die Blumen blühen.

Da gibt's Menschen, die haben unersättliche Augen, einen wirklichen Hunger nach schönen Farben und Formen. Aber es ist unbeherrschte Gier damit verbunden. Immer dicker wird der Strauß in ihrem Arm. Sie beginnen schon zu pflücken am Morgen, wenn noch ein langer Wandertag vor ihnen liegt. Und abends —? Ich freue mich immer, wenn dann der Strauß noch wenigstens mit nach Hause wandert. Es geht ja auch schon mal anders. — Das ist keines echten Wanderers Art. Und wenn es bei Mädchen vorkommt, dann fehlt etwas an der feinen, mütterlichen Art, die schützen und hegen will, und der alles Werden und Blühen heilig ist

„Nimm ein paar und laß die andern
stehn im Gras und an dem Strauch.
Nach dir kommt vielleicht ein müder
Wandrer, der des Weges zieht,
trüben Sinns — der freut sich wieder,
wenn er auch ein Röslein sieht."

Blumen bringen oft seltene Freude. Da steht einer vor einem unscheinbaren Blümlein und betrachtet seine Feinheiten. Je länger er steht, um so mehr entdeckt er. — Mit solchen Sonntagskindern geht einmal allein auf Fahrt. Ihr werdet staunen, was sie alles sehen, und wie sie es sehen. Ich muß dann an Bruder Franz denken, wie er vor dem zerrissenen Spinnennetz stand und es mit den braunen Fäden seiner Kutte zu flicken versuchte. Das war die große Gottesliebe in ihm, die ihn so handeln ließ, weil er in allem ein Abbild Gottes sah, auch in der kleinen Blume am Wege.

Ein sprachkundlicher Beitrag:

„Seech, Schobbe und Bärm"

Auf unseren Aeckern steht das Korn, und die Aehren neigen sich von der Schwere der Frucht, wartend auf den Schnitt. Besorgt schaut der Bauer jetzt oft ins Wetter, jedes Jahr um diese Zeit aufs neue bangend, ob nicht noch kurz vor dem Mähen Gewitter und Hagelschlag die Halme niederwalzen oder während der Ernte ein anhaltender Regen das Gebiet durchnässen würde.

Während nun in Süddeutschland, wo die Unebenheit der Aecker die Feldarbeit mit der Maschine erschwert (oder manchmal gar unmöglich macht), um diese Zeit allmorgendlich noch der Dengelhammer erschallt, und Bauer und Knecht die Sensen schärfen, werden hier Maschinen zum Schnitt und zum Einbringen der Ernte gerüstet. Nur wenige schneiden bei uns noch das Korn mit der Sense. Allgemein wird im Erftland mit der Maschine gemäht, machen doch Mähmaschine und Selbstbinder die Erntearbeit schneller und leichter und viel mühelo-ser, als es der Bauer im Handschnitt kann. Vor einem Menschenalter aber noch war es die Sense, hierzulande häufig das „Seech", mit der ganze Kornschnitt in schwerer Arbeit mit der Hand bewältigt werden mußte. Nicht jeder verstand es, mit dem Seech schnell und gut zu mähen. Dem wenig Geübten fuhr leicht beim Schwung, wenn die Sense sausend durch das Korn gefahren war, die scharfe Spitze der Schneide in den Boden, und es gehörten kräftige Arme dazu, ein ganzes Feld mit dem Seech zu mähen. Denn das Seech ist eine Sense mit kurzem Stiel, die mit der rechten Hand geschwungen wird, was viel Geschicklichkeit und einige Kräfte erfordert und langer Uebung bedarf. Vielen von uns ist wohl noch das Bild des Mähers vertraut, der mit kräftigem Schwung die Sense durch das Korn fahren ließ, aber ab und zu innehalten, Rükken und Arme dehnen und sein Gerät schleifen mußte. Denn das Seech mußte oft während des Schneidens mit dem Schleifstein nachgeschärft werden, den der Mäher in einem kleinen Blechbehälter, einer „Dos" oder einem Kuhhorn bei sich trug. Erinnert das Wort Seech mit seinem gedehnten e nicht an die Einförmigkeit dieses mühevollen Mähens, während das zweimal wiederkehrende s in Sense den sausenden Schwung des Geräts im Klang nachmalt? Hinter dem Mäher kamen die Binder und banden das geschnittene Getreide mit der aus einigen Halmen zusammengedrehten „Koot". Die Garben, die sie banden und die heute der Selbstbinder aufs Feld legt, sind die „Schobben". Es wird in der Mundart noch vielfach zwischen „Schobben" und „Busche" unterschieden, wobei mit Schobben die ungedroschenen Getreidegarben und mit Busche die Strohgarben, wie sie aus der Dreschmaschine kommen, bezeichnet werden.

Die Schobben werden dann zu einzelnen Haufen zusammengesetzt. Diese heißen in der Bergheimer und der Kölner Gegend vielfach „Kupp", während sie im Neußer Gebiet meist „Hoof" genannt werden. Wenn der Sprachkundler das o als den eigentlichen Lichtlaut, den Laut der Helle bezeichnet, dem von den Farben das leuchtende Gelb, von den Metallen das Gold zuzuordnen sei, so dürfte das mundartliche „Hoof" diese Behauptung bestätigen.

Das in Kupp oder Hoof gut getrocknete Getreide wird im Erftland entweder in eine Feldscheune oder die Hofscheune eingefahren oder zum „Bärm" aufgeschichtet. Diese „Bärm" haben in unserer engeren Heimat meist die Form eines viereckigen Hauses mit Spitzdach. In anderen Gegenden Deutschlands, auch schon etwas weiter rheinabwärts, ist die Zusammenstellung in Form eines Strohbienenkorbs gebräuchlich. Vereinzelt sieht man diese Form ja auch bei uns. Was beim Zusammensetzen der Garben und beim Einbringen an Aehren liegenbleibt, wird häufig vom Besitzer zum Aufsammeln freigegeben. „Sümmern" heißt im Neußer Gebiet diese Aehrenlese. Anderenorts nennt man sie häufig „ähren" oder „ohren". In notvollen Jahren hat mancher Erwachsene gesümmert. Heute sind es meist wieder die Kinder, die diese Nachlese besorgen, oft voll Eifer, bald wieder eine „Sange" (ungefähr 100 Aehren) gesammelt zu haben. Denn vielleicht bekommt der, der am Abend die meisten Sangen hat, vom Vater wieder einen Groschen zum Kirmesgeld. Wird doch, wenn die Ernte vorbei und in Garten und Feld die ärgste Arbeit getan ist, in unseren rheinischen Dörfern die Spätkirmes gefeiert, und auf die freut sich alt und jung während und lange schon vor der Arbeit der Erntezeit.

M. Bröcheler.

Ein bedeutendes Denkmal in Glehn:

„Dä Hickerts Struch"

Ein lebendes Denkmal ist dieser alte Weißdornstrauch. Nachweislich ist er über 500 Jahre alt. Und doch blüht er in jedem Jahre wie in seinen jungen Tagen. Könnte er reden, was würde er uns alles erzählen von guten und schlechten Zeiten, von Kriegen und ihren bitteren Folgen, von einfachen Dorfbewohnern bis zu Prinzen, Fürsten und großen Heerführern, die an ihm vorübergingen und ihn kaum beachteten. Aber sie alle sind tot und vergessen, nur er, der einfache Weißdorn, er hat sie alle überlebt und lebt heute noch. Ja, was unser Herrgott erhalten will, das vergeht nicht so leicht. Die Glehner lieben ihren Strauch. Spricht doch jeder mit Achtung von unserm alten Dorfgenossen. Wie vielen Nachbarn mag er in den Jahrhunderten seines Lebens im Sommer ein schattiges Plätzchen zu einem Plauderstündchen gegeben, wie manch einem einsamen Wanderer, der vom Regen überrascht wurde, einen Schutz unter seinem Laubdoch gewährt haben. Auch heute lädt er uns noch ein, als wollte er sagen: „Kommt von der hastenden Straße, aus dem hastenden Leben, kommt zu mir und ruht euch aus. Denkt einmal nach, wenigstens über die letzten 65 Jahre, seit die Schule an meiner Seite steht. Wißt ihr noch, als ich euch als Kinder willig auf meine knorrigen alten Arme genommen habe und euch auf meinem alten Buckel herumreiten ließ?" Ja, das tat er bis vor einigen Jahren noch, als er seine müden Arme senken wollte. Da aber kam der Dank der Glehner und hilfreiche Hände setzten schwere Steine unter seinen Stamm und starke Pfähle unter seine Arme. Seitdem hat er sein Haupt noch immer hoch erhoben und blinzelt auch mal nach seinem Nachbar, dem alten Hagelkreuz, ob es noch unter der großen Kastanie steht. Und jedes Jahr, wenn unser Herrgott am Fronleichnamstag an ihm vorübergetragen wird, schmückt er sich mit seinem weißen Blütenschleier. Durch seine Blätter geht dann ein Rauschen, als wollte er sagen: „Herrgott, ich danke Dir, daß Du mich diese Menschen durch meine weiße Blütenpracht erfreuen läßt, so schütze sie und ihr altes Dorf, wie Du mich vor Krieg, Blitz und Unwetter beschützt hast."

Ja, der alte Hickerts Strauch sagt uns viel, man muß nur richtig lauschen . . L. Töller.

Alter Stahlstich von Neuß

Für die Naturfreunde:

Unsere Reiher sind flügge

In den Nummern 6 und 10 brachten wir interessante Berichte über seltene Vogelgäste unserer Heimat: die Fischreiher im Mühlenbusch. Unser Mitarbeiter scheute nicht die Mühe, die Beobachtungen regelmäßig fortzusetzen und machte dabei seltsame Entdeckungen, die in Kreisen der Naturfreunde bereits starke Beachtung gefunden haben. Wir freuen uns, den Lesern unserer Beilage in dieser Nummer das abschließende Bild über die Fischreiher im Mühlenbusch bieten zu können.

Ist das ein Leben in den Wipfeln! Da lebt es, es stelzt auf den Aesten, balgt sich in den Horsten, flattert über dem Abgrund, schwingt sich lebensfroh empor. Da wispert und pispert, schnalzt und lacht, keckert und klappert, krächzt und brüllt das junge Reihervolk.

Seh ich früher schon, wie die Jungreiher die nackten Flügelstummelchen bewegten, die erst einmal Flugflächen werden sollen, aber nun waren aus den Pinselchen und Pennen breite, weiche Federschaufeln geworden, Schwingen, Flügel. Zwar ist dem Vogel das Fliegen angeboren, aber die Flugmuskeln sind noch nicht gestählt, das taktmäßige Auf und Ab muß erst erlernt sein, das feine Verwinden der Flügelflächen, der bremsende Konterschlag, der Gleit- und Bremsflug und das Landen.

Da steht ein Jungvogel hoch auf seinen Stelzen, läßt den sanften Wind unter die halbgeöffneten Flügelflächen streichen. Weit breitet er seine weißumsäumten Schwingen, balanciert in den weichen Stößen des Windes. Und was nun? Er stakst aus dem Horstbereich auf die freien Aeste. Einen Meter weit wagt er sich hinaus, er starrt in die Tiefe. Da wird es ihm wohl ein wenig schummerig, denn vorsichtig stakst er wieder zurück auf den gewohnten, sicheren Horstboden. In den Nachbarhorsten sehe ich die Jungvögel schon auf- und beifliegen, dort baumen sie in einer hohen Buche auf. Die haben's schon früh gelernt. Aber sie bleiben immer in der Nähe des Horstes, kommen regelmäßig „nach Hause", wenn ein Altvogel zur Fütterung anfliegt. Demnach fliegen die Jungen noch nicht mit zur Futtersuche in Wiese und Sumpf.

Freiluftübungen

Zwei Jungreiher stehen „vor der Tür", frei auf einem starken, dürren Ast vor ihrer Burg. Furchtlos schauen sie in die Tiefe, in die Weite. Ein Silbervogel breitet die Schwingen aus, der andere zieht sich an den Horstrand zurück, denn er weiß wohl, was sein Nestgenoß jetzt vorhat. Er macht ihm Platz für seine „Freiluftübungen". Und nun geht's los! Hoch und nieder sausen die Schwingen, schneller, immer schneller in sausendem Tempo. Aber der Vogel erhebt sich nicht. Klammert er sich fest? — Nein, mein scharfes Glas zeigt mir die locker aufliegenden Zehen, zeigt mir das leichte Durchfedern in den Ständern. Es ist nur ein verwindender Schwingenschlag, der keine Vorwärts- oder Aufwärtsbewegung hervorruft, nur eine Uebung der Flugmuskeln. Aber das rauscht dort oben! Der Wirbelschlag plustert das Gefieder der Nestgenossen auf, die recht kritisch den Uebungen ihres Kumpels zuschauen.

„Nur Mut!"

Schon bei meiner Anfahrt sehe ich auf einem Horstbaum hoch über der Burg einen Vogel stehen, spitz auf einem Astknorren. Ein Jungvogel. Er hat sich also schon ein wenig höher gewagt. Aus dem Nestling ist ein Aestling geworden. Und da stakst ein anderer Silberbefiederter auf die freie Astbahn hinaus, beginnt dort mit seinen Flugübungen. Ich glaube, es ist eine reine Mutsache für den Vogel, diese Vorflugarbeit. Der Mutigste hat sich in die freie Höhe gewagt, rüttelt nun seine Schwingen, ohne mehr Halt zu haben als die halbe Handbreite der Astdicke. Und frei ist alles neben, über, vor und hinter und unter ihm. Die sausenden Schläge ziehen ihn nach oben, ich sehe deutlich, daß die Krallen sich fest in das Astholz klammern. Federnd wippen die Ständer. Da lockert sich der Klammergriff der Zehen ein wenig, die Flügelschläge ziehen nach oben, schon vermindert sich der Flügelhub — ei, da merkst das Heben durch die Schwingen? — da geht der Körper ein wenig in die Höhe, aber